



V. C.
ANDREWS

Das Karussell
der Nacht

Roman



zu vergessen. Im Moment wußte ich jedoch nicht, wie das möglich sein könnte. Zum einen würde ich niemals zu meinem geliebten Teich zurückkehren können, ohne mich an diesen Alptraum zu erinnern. Die Umgebung hatte für mich ihre unberührte Schönheit eingeübt. Ich würde mich davor fürchten, wieder hierher zurückzukehren. Was war, wenn er mich noch einmal allein hier erwischte? Wie scheußlich und wie schuldbewußt mir doch zumute war. Vielleicht war all das wirklich meine Schuld. Vielleicht war es mein Fehler, nackt zu baden. Ich besaß den reifen Körper einer Frau, und ich wäre eine Lügnerin gewesen, wenn ich behauptet hätte, mich nie nach Berührungen verzehrt zu haben, nach diesem Prickeln und der Erfüllung meiner eigenen Sehnsucht nach Liebe; ich hatte jedoch gehofft, diese Sehnsucht mit jemandem stillen zu können, der mir wahrhaft zugetan war und mich liebte.

Ich sehnte mich verzweifelt danach, mit Mama darüber zu reden, mir ihre Weisheit und ihre Ratschläge zunutze zu machen, aber ich wußte nicht, wie ich das hätte tun können, ohne daß sie erriet, was vorgefallen war. Mama würde mir nur einmal tief in die Augen sehen und dort die Wahrheit finden. Ich mußte jetzt stark sein und durfte heute abend nicht den Eindruck erwecken, als wiche ich ihren Blicken aus, dachte ich. Ich saß mit geschlossenen Augen da und hielt den Atem an. Ich wollte diese Erinnerung tief in mir begraben und sie mit anderen Gedanken überlagern.

Meine Beine zitterten immer noch, als ich aufstand und zu staken begann, aber als die Geschwindigkeit und der Schwung zunahmen, wurden sie wieder kräftiger, und bald stand ich fest auf den Füßen. Ich stakte aus dem Teich, und die Zweige der Zypressen schlossen sich wie eine Tür hinter mir. Ich sah mich nicht um. Während ich weiterstakte, blickte ich eine Zeitlang hektisch von einer Seite zur anderen, da ich fürchtete, Monsieur Tate könnte mir irgendwo in der Nähe auflauern, um sich bei mir zu entschuldigen oder mich anzuflehen, ich solle keinem Menschen ein Wort erzählen. Die Vorstellung, ihm jemals wieder gegenüberzutreten, ließ mein Herz rasen. Was würde ich dann tun? Wie würde er sich verhalten?

Als ich unseren Anlegesteg erreicht hatte und mein Piragua festband, überprüfte ich den Sitz meiner Kleidung und versuchte, mein Spiegelbild im Wasser zu erkennen. Mama würde meine äußere Erscheinung ohnehin nur darauf zurückführen, daß ich geschwommen war, versicherte ich mir selbst. Ich blickte zu der Hütte auf, denn ich wußte, daß sie dort auf mich wartete, den Tisch deckte, eine Butangaslampe anzündete und eine Platte auf unser Grammophon legte, weil sie versuchen wollte, ihre eigenen Sorgen zu vergessen. Ich mußte tun, was ich konnte, um das, was mir gerade zugestoßen war, nicht ins Haus zu tragen.

Ich holte tief Atem und lief den Weg hinauf. Sowie Mama meine Schritte auf der Veranda hörte, rief sie nach mir.

»Bist du das, Gabrielle?«

»Ja, Mama. Ich gehe nur schnell nach oben und ziehe mich um«, sagte ich. »Ich habe mein Kleid naß und schmutzig gemacht«, fügte ich hinzu, ehe sie weitere Fragen stellen konnte. Ich lächelte sie strahlend an, als ich an der Küche vorbeikam, und dann eilte ich die Treppe hinauf zu meinem Schlafzimmer. »Hat dir das Schwimmen Spaß gemacht?« rief sie mir nach.

»Es war sehr erfrischend, Mama. Du solltest eines Tages mit mir kommen.«

Ich hörte sie lachen.

»Ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal schwimmen gegangen bin. Wahrscheinlich damals, als dein Vater uns alle zum Lake Pontchartrain mitgenommen hat, vor dem Krieg. Kannst du dich noch daran erinnern?«

»Ja, Mama.«

Ich musterte mich in dem langen Spiegel über der Eichenkommode in Mamas Zimmer. Meine Schultern waren rot, und auch auf meinem Hals waren rote Flecken zu sehen. Was sollte ich bloß tun? Ich zog mein gelb und weiß gemustertes Kleid an, das man bis auf die Schlüsselbeine zuknöpfen konnte, und dann rieb ich mein Haar energisch mit einem Handtuch trocken, bürstete es gründlich durch und hing mir das Handtuch wie einen Schal um den Hals. Ich drückte mir selbst die Daumen und begab mich nach unten, in die Küche. Mama blickte vom Herd auf.

»Diese Roux ist einfach köstlich, Schätzchen. Ich habe außerdem noch ein paar Langusten für uns gekocht.«

»Ich bin regelrecht ausgehungert«, sagte ich. Ich holte Servietten und zwei Gläser von Mamas Limonade für uns. Sie trug den Topf zum Tisch und schöpfte Langusten und Roux aus. Sie hatte Gemüse und Reis hineingeworfen. Das Essen duftete köstlich.

»Was tust du mit diesem Handtuch?« fragte sie lächelnd, ehe sie sich setzte.

»Mein Haar ist noch ganz naß, Mama. Ich habe so großen Hunger, daß ich nicht warten wollte, bis es trocken ist.«

Sie lachte, und wir fingen an zu essen.

»Es ist genauso gekommen, wie ich es dir gesagt habe. Dein Vater kommt zum Abendessen nicht nach Hause. Heute nacht sperre ich ihn aus«, kündigte sie an. »Er ist nichts weiter als ein Dieb, der für diese dumme Idee das Geld für deine Aussteuer gestohlen hat. Wenn er auch nur halb soviel Zeit und Energie auf ehrliche Arbeit verwenden würde wie auf das dumme Zeug, das er sich immer wieder ausdenkt, dann wären wir Millionäre oder jedenfalls mindestens so reich wie die Tates«, sagte sie, und ich hätte fast meinen Löffel fallen lassen.

»Was ist, Gabrielle?« fragte sie mich eilig.

»Ich habe zu schnell geschluckt, Mama.«

»Lag dir lieber Zeit, Schätzchen. Du hast alle Zeit auf Erden. Überstürze bloß nichts, wie ich es getan habe. Überleg es dir zweimal, ehe du ja zu etwas sagst. Ganz gleich, wie geringfügig es auch erscheinen mag oder wie einfach die Dinge wirken könnten.«

»Ja, Mama.«

Die Musik hörte auf zu spielen.

»Ich ziehe das Grammophon noch einmal auf«, sagte Mama. »Heute abend ist mir danach, Musik zu hören. Heute abend will ich die Stille nicht.«

Ich beobachtete, wie sie aufstand und zum Grammophon ging. Es war mir verhaßt, ihr etwas vorzuspielen, aber sie war so niedergeschlagen, so deprimiert und so allein, daß es mir unmöglich gewesen wäre, ihrem Elend noch eine Prise Traurigkeit hinzuzufügen. Ich senkte den Blick auf mein Essen. Nachdem ich gegessen hatte, half ich ihr beim Abspülen und ging dann nach oben, um mein Kleid für den Abschlußball fertig zu nähen. Das Schnittmuster hatte ich von Mama. Sie ging ins Freie und setzte sich auf die Veranda, um

Weidenkörbe zu flechten. Sie hatte noch nicht lange dort gesessen, als Mr. LaFourche kam, um sie in seinem Ford Lieferwagen abzuholen. Seine Frau hatte entsetzliche Magenkrämpfe.

»Ich muß einen Krankenbesuch machen«, rief sie die Treppe hinauf. »Du kommst doch allein zurecht?«

»Ja, Mama. Mach dir um mich keine Sorgen.«

»Falls dein nichtsnutziger Vater hier auftauchen sollte, dann gib ihm bloß nichts zu essen«, sagte sie.

»In Ordnung, Mama«, sagte ich, aber sie wußte genau, daß ich ihm das Abendessen hinstellen würde. Nachdem ich gehört hatte, daß der Lastwagen abgefahren war, verließ ich die Webstube und probierte mein Kleid an. Ich stellte mich wieder vor Mamas Spiegel und sah mich im Schein der Butangaslampe an. Das Kleid saß perfekt. Ich fand, es ließ mich einige Jahre älter wirken.

Trotzdem lächelte ich mein Spiegelbild nicht an.

Mein Herz wollte nicht vor Freude und Aufregung zerspringen.

Ich fing an zu weinen. Ich schluchzte so heftig, daß mein Magen schmerzte. Und dann gingen mir die Tränen aus, und ich saß stumm auf meinem Bett und starrte durch das Fenster die schmale Mondsichel über den Weiden an. Ich seufzte tief, zog mein Kleid für die Abschlußfeier aus, schlüpfte in mein Nachthemd und kroch unter die Bettdecke.

Als ich die Augen schloß, sah ich Mr. Tates Gesicht mit dem lüsternen Lächeln vor mir. Ich stöhnte und setzte mich mit klopfendem Herzen auf. Wie würde er heute nacht wohl schlafen? fragte ich mich. Fiel es ihm leichter als mir, den sündigen Akt aus seinen Gedanken zu verbannen, oder würde sein Gewissen ihm schrecklich zusetzen und ihn auf die Knie zwingen und um Vergebung beten lassen?

Ich war sehr wütend. Ich hätte gern zu Gott gebetet, er solle ihm die Vergebung verweigern. Ich wünschte ihm Jahrhunderte des Leidens und der Qual. Ich hoffte, nachdem er meinen Teich verlassen hatte, sei er aus seinem Kanu gefallen und von Schlangen und Alligatoren angegriffen worden. Seine Schreie wären Musik in meinen Ohren gewesen. Eine Zeitlang gab ich mich diesen Gedanken hin, dann fühlte ich mich schuldig, weil ich derart niederträchtige Gedanken hegte. Ich unterdrückte meine rachsüchtigen Überlegungen.

Aber Mr. Tate hatte mir mehr als nur die Jugend und die Unschuld geraubt, als er über mich hergefallen war. Er war zudem noch in meine private Welt eingedrungen und hatte sie beschmutzt. Deshalb saß meine Traurigkeit so tief. Ich fürchtete mich vor dem, was das bedeutete, denn bisher hatte ich mich nie allein auf Erden gefühlt, obwohl ich keine echten Freunde hatte, nicht zu Parties eingeladen wurde und nicht zum Tanzen und ins Theater ging.

Aber wenn ich meine Welt verliere, dachte ich, wenn ich den Sumpf und die Tiere verliere, die Fische und die Vögel, die Blumen und die Bäume, wenn ich das Zwielicht fürchte und vor Schreck zusammenzucke, wenn die Schatten herabfallen, wohin kann ich dann noch gehen? Was wird dann aus mir werden?

Würde der schöne blaue Reiher zu seinem Nest über dem Teich zurückkehren?

Ich fürchtete mich vor dem Morgen, fürchtete mich vor den Antworten, die mit dem

Sonnenaufgang kommen würden.

2.

Das verlorene Paradies

Ich war ganz sicher, daß Mama nur deshalb am nächsten Morgen nichts merkte und nicht wahrnahm, daß mich etwas Ernsthaftes bedrückte, weil Daddy die ganze Nacht über nicht nach Hause gekommen war. Mama war lange fort gewesen, um Mrs. LaFourche zu behandeln, von der sie glaubte, sie hätte Krabben gegessen, die nicht mehr gut waren, und daher war Mama ziemlich müde und ohnehin gereizt. Sie stand mit der Erwartung auf, Daddy entweder auf der Veranda oder auf dem Fußboden unseres Wohnzimmers vorzufinden, aber es war nirgends etwas von ihm zu sehen.

Mama fiel nicht auf, daß ich kaum etwas zum Frühstück aß, und sie merkte auch nicht, daß ich schweigsam und müde war. Ich hatte mich die ganze Nacht über von einer Seite auf die andere gewälzt und war die meiste Zeit von einem Alptraum in den nächsten geglitten. Aber Mama tobte und wütete vor sich hin, brachte die altbekannten Klagen über Daddy vor und kritisierte nicht nur sein übermäßiges Trinken und sein Spielen, sondern auch seine Faulheit.

»Die Landrys waren alle faul«, predigte sie und kehrte damit zu einem alten Thema zurück. »Es liegt ihnen im Blut. Ich hätte von Anfang an wissen müssen, was aus deinem Vater werden würde. Oh ja, am Anfang hat er mich damit bezaubert, daß er dieses Haus gebaut und eine Zeitlang hart gearbeitet hat, aber er hat mich nur auf die gleiche Art reingelegt, wie die Landrys ihre Frauen schon immer reingelegt haben, damit er mir für den Rest meines Lebens immer wieder vorhalten kann, wieviel er bereits für mich getan hat.

»Als könnte man auf die Minute pünktlich von neun bis fünf ein Ehemann und ein Vater sein«, klagte sie. »Eine Mutter und eine Ehefrau zu sein, ist dagegen ein Vierundzwanzigstundenjob, und das sieben Tage in der Woche. So sehen das die Landrys.

»Ehe du einmal jemanden heiratest, Gabrielle, wirst du verlangen, daß er dir seinen Grandpère vorstellt, und falls seine Grandmère noch am Leben ist, wirst du mit ihr reden und dich gründlich von ihr über seine Unsitten aufklären lassen, hörst du?« warnte sie mich.

»Ja. Mama.« Endlich nahm sie Notiz von mir, aber sie schrieb meine äußere Erscheinung anderen Gründen zu.

»Sieh dich nur an«, bemerkte sie, »so nervös wie ein Küken, das gerade erst ausgeschlüpft ist, und dabei sind es noch zwei Tage bis zu deiner Abschlußfeier.«

»Mir fehlt nichts, Mama.«

»Ich kann es kaum erwarten, daß sie dir dieses Zeugnis aushändigen.«

Sie strahlte, und ihr wutentbranntes Gesicht verlor seine Röte, als sie strahlte.

»Du bist die erste Landry, die ihren Hochschulabschluß macht, ist dir das überhaupt